

Kunst und Wissenschaft.

— Professor Ludwig Passini, Mitglied der Akademie der Künste, bezieht am heutigen Mittwoch das Fest des heiligsten Geburtstages. Seine Vaterstadt ist Wien, wo er am 9. Juli 1832 das Licht der Welt erblickte. Dort erhielt er auch seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie und als Schüler von Prof. Karl Berner. Schon in seiner Jugend zog es ihn nach Italien, und er hat dort in Rom und vor allem in Venedig einen großen Theil seines Lebens zugebracht. In den letzten Jahren hat er in Berlin seinen dauernden Wohnsitz genommen. Passini ist vor allem ein meisterlicher Aquarellist. Anfangs wählte er mit Vorliebe architektonische Motive, später widmete er sich dem Genre und Bildnißmal. Weit bekannt sind seine „Domherren im Chor“; auch die „Weste in Chioggia“, die „Badenden Jungen in Venedig“, das „Benedictinische Mädchen“ und das „Arbeitslohe des Paris“ gelten als treffliche Arbeiten. Zum 70. Geburtstage seines Freundes Grafen Darnach malte er für die Akademie besten Portrait; das Bild ist gegenwärtig in der Sammlungsstube und wird später den Sigmundsthal schmücken. Passini erlangte schon 1866 die kleine und vier Jahre später die große goldene Medaille. Mitglied der Akademie der Künste ist er seit 1874.

— Die im Theater des Westens in Vorbereitung befindliche Operette „Die Baantlotter“, Musik von André Messager, Text von Rodog und Alfred Douane, spielt in Spanien, zum Theil auch an Bord des Schiffes „Merida“. Der letzte Act vereinigt die handlichen Personen, so wie es in der „Fledermaus“ geschieht, in einem lustigen Gesangs-, und zwar zu Dueto.

— Adalbert Matkowsky ist von einem schweren Schlag betroffen worden. Wie aus Zürich gemeldet wird, ist der Künstler von dort telegraphisch nach England berufen worden, wo sein einziger Sohn, der dort die Ferien verbringen sollte, tödlich verunglückt ist. Matkowsky sagte sofort sämtliche Gattspiele ab und reiste zur Beerdigung seines Kindes nach England.

— Fräul. Wilhelmine Seebach, welche vor Kurzem ihren 70. Geburtstag feiern konnte, hat die im Buchhandel erscheinenden Memoiren ihrer berühmten Schwester Marie Seebach in Anerkennung der Verdienste des freiwilligen Erziehungsvereins für schulleistende Frauen diesem scheinungsweise überreicht, so daß der Ertrag aus dem Verkauf des interessanten Werkes den gemeinnützigen Bestrebungen dieses Vereins für das Wohl der Berliner Jugend zu Gute kommt.

— Emanuel Reichers Hochschule für dramatische Kunst (Director Friedrich Moesch) verleiht jeden ihrer besten Absolventen. Als Hochschüler gehören der Hochschule an: Director Moesch, Oberregisseur Gahn vom Berliner Theater, Regisseur Köbler vom Deutschen Theater, Dr. Lehmann, die Dramatiker Sefini und Schone, Balletmeisterin Mäthel, Frau Elie Moesch-Schuch, Frau Professor Wärsch-Siller und Fräul. Käthe Wehring. Mit Ablauf des vergangenen Schuljahres sind eine größere Anzahl von Schülern und Schülerinnen ins Engagement entlassen worden. Das neue Schuljahr beginnt mit dem 1. September d. J.

— Thomas Theodor Heine, der berühmte „Simplicissimus“-Illustrator, sendet der „Frankf. Ztg.“ folgende Zuschrift:

München, 6. Juli. Heerenstraße 148 I.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie werden sich vielleicht erinnern, im „Simplicissimus“ amellen decorative Zeichnungen von Hellmuth Schmann gezeichnet zu haben. Dieser Hellmuth Schmann wird schon seit längerer Zeit in einer Vereinskasse anwesend. Sein nam verlorener Bruder Otto Schmann erklärte ihn für gänzlich talentlos und behauptete, daß er Verstandlos werden sollte. Als er trotzdem nicht von künstlerischer Tätigkeit lassen wollte, wurde er der Achtung eines Herrn verweigert anvertraut. Dieser Art hat die Redaktion des „Simplicissimus“ wiederholt dringend ersucht, die Arbeiten Hellmuth Schmanns als unbrauchbar und talentlos zurückzugeben, nur so könne der Name von seiner fernen Idee getilgt werden. Da die Zeichnungen nichts weniger als talentlos waren, wurde dieser Wunsch unbeachtet gelassen. Nun hat der Herr Hellmuth Schmanns Verleumdung und Verleumdungen gegen an den Abenden zurück. Mit der Zeit muß diese Behandlungsweise dazu führen, daß der Künstler wirklich gestirbt wird. Wird sich nicht dagegen thun, daß ein talentvoller Künstler ungeschert und unentwählig wird, weil er an sein Talent glaubt?

Hochachtung
Th. Th. Heine.

— Eine „neue“ Operette von Johann Strauß ist dieser Tage in Wien zur Aufführung gekommen. Wie das dortige „Freundblatt“ berichtet, wurde am 5. d. im Theater des Englischen Gartens die Operette „Gräfin Pepi“ von Victor Leon, Musik nach Motiven von Johann Strauß, eingewidmet von Ernst Reiterer, gegeben. Das „Freundblatt“ bezeichnet das neue Stück als eine prächtige Operette, deren Musik aus der reichsten und süßesten Melodiezeit des Walzerkönigs stammt. Alle Bedingungen für einen Erfolg waren erfüllt; es gab eine wunderbar schöne Musik, ein geschicktes arbeits-

Brette, eine vorzügliche Aufführung und eine ebenso prachtvolle als geschmackvolle Ausstattung. Victor Leon hat den Melodien der Straußschen Operetten „Minderlieb“ und „Simplicius“ eine neue künftige textliche Unterlage gemindert, auf der sie ihre reizvolle Blüthe mit vollster Wirkung zu entfalten vermögen. Die Partitur ist lustig erloschen. Majoratsbesitzer Graf Ewing Szilö hat zwei Passionen: er will einmal als Componist gelten, läßt aber einen Anderen für sich componieren und zum anderen haßt er seine Bewandien und sucht, um ihnen ein Schicksal zu schlagen, im Juxtafiktionswege einen Aboviroh. Dieser stellt sich in der Person eines reichen Wiener Hausbesitzers ein. Der alte Graf acceptirt ihn, jedoch nur unter der Bedingung, daß er seine Rechte veräußert; die bereits vorhandene Braut, die durchaus Gräfin Pepi hätte werden wollen, steht also in Gefahr, ihr Ziel zu verfehlen und obendrein den Bräutigam einzubüßen. Natürlich wendet sich Alles, wie in jeder rechtlichen Operette, schließlich zum Guten, ein Jeder kriegt die Seine, der adoptirte Graf seine Pepi und der gräfliche Secretär, der für seinen Herrn so tapfer Straußische Wälder und Märche componirt, die Comtesse. Capellmeister Reiterer hat sich als geschickter musikalischer Bearbeiter bewährt. Das erste Finale, in dem der Hinde-Küh-Wälder („Wundes Glück“ heißt er jetzt im Texte) kommt, und nicht minder das zweite Finale, das in der Sigmund-Schuch-Wälder ausklingt, sind mit flotter Hand und wirkungsvoll aufgeführt. In sämtlichen Acten erhebt das Reiterer'sche „Simplicius“ mit seinen potenden, seiner vielfach nachempfindbaren melodischen und rhythmischen Gebilden. Der Tenorist Reiterer sang es als Solo zunächst mit Clavierbegleitung, im zweiten Acte mit Orchester; in der Lager Scene wird der fauchte Morich natürlich den gesammten Stimmen und Instrumenten überliefert. Das „Frühlingsspiel“ aus „Simplicius“ erzielte, von Reiterer famos vorgetragen, sämtlichen Jubel und mußte wiederholt werden.

— Die Deutschen Dichter werden hierdurch an die Einladung der Stadt Saragossa erinnert, in einem Deutschen Gedicht in beliebiger Form den Hebelkampf der Buren zu besingen. Als Preis ist ein Kunstwerk ausgelegt. Das Urtheil wird von den Preisrichtern der Kölner Blumenpreise gefällt. Die Gedichte müssen bis zum 15. September, mit einem Kennwort versehen, das auch auf der Urkunde eines den Namen des Verfassers enthaltenden verschlossenen Briefumschlages anzubringen ist, an den Hrn. Secretario del Excmo. Ayuntamiento de Saragossa (España) gelangen.

— Eine ganze Anzahl Literatur ist in den letzten Wochen im französischen Buchhandel erschienen. Calman Lévy veröffentlicht unter dem Titel „La Vie d'un poète“ eine Studie über Venau von Jacques Salu-Zern. „Poèmes et poésies de Lenau“ heißt ein Band von Descrey, das bei Gavine erschienen ist und die schönsten Gedichte in guten Uebersetzungen bringt. Bei Geff ersehen unter dem Titel „Lenau et son temps“ eine Lenau-Studie von Nonfan. Eine liebevolle Beschreibung wird dem unglücklichen Dichter auch in dem Buche „Les Poètes lyriques de l'Autriche“ von Alfred Wardhand (bei Fischbacher erschienen) gewidmet.

— Zahlreiche Dumas-Anekdoten erzählen die Pariser Blätter anlässlich der Alexandre Dumas-Gedenkfeste. Die meisten beziehen sich auf Dumas' wiederholt geäußerte Freigebigkeit. Die großen Summen, die er mit haarenbuckiger Freigebigkeit vertheilte, gingen noch mit viel größerer Freigebigkeit aus seinen Händen fort. Die Tafel immer leer, die Hand immer offen, konnte er nicht begreifen, daß man etwas verweigern könne, was man zu viel im Stande sei. „Ich habe nie einem Menschen Geld verweigert, außer meinen Gläubigern“, sagte er einmal scherzend. Wie wenig ihm an Geld lag, beweist folgende verlässige Geschichte: Er kam eines Tages von einer seiner zahlreichen Reisen ohne einen Pfennig in der Tasche nach Paris zurück und beschloß, von seinem besten Freunde, dem Bildhauer Cain, Geld zu borgen, obwohl er wußte, daß Cain damals selbst noch nicht viel besaß. Der Bildhauer war nicht zu Hause, aber seine Frau empfing den berühmten Schriftsteller mit großer Lebenswürdigkeit. „Gute Frau Cain“, sagte Dumas, „es thut mir sehr leid, daß Ihr Mann nicht zu Hause ist. Ich habe nichts mehr und wollte mir von ihm etwas borgen.“ „Das ist aber unannehmlich“, erwiderte die Dame. „Mein Mann hat mir nur 20 Fr. für den Hauskauf zu Hause gelassen. Es ist nur wenig, aber wenn Sie es wollen.“ — „Geben Sie mir her“, sagte Dumas und steckte das Geldstück ein. Als er ging, bemerkte er auf dem Buffet des Speisenzimmers einen Topf mit eingelekten Gurken. „Oh! die schönen Gurken!“ rief er. Man weiß, daß er Fleischwurm war. „Gut sind sie auch“, sagte Frau Cain. „Wollen Sie mir gefallenen, daß ich Ihnen ein Topfchen mitgebe.“ — „Mit großem Vergnügen!“ Frau Cain rief ihr Dienstmädchen und ließ die Gurken zum Wagen tragen, der unten auf Dumas' wartete. Während sie noch in Sorgen war, wie sie jetzt, nachdem sie ihr letztes Geld weggegeben hatte, das Dienstmädchen triumphierend zurück, das berühmte Geldstück in der Hand; Dumas hatte es ihr als Trinkgeld gegeben! Wie tollwoll er zu geben verstand, ersieht man aus einer Geschichte, die das „Journal“ erzählt. Er sah einst mit einigen Freunden beim Essen, als die junge Frau eines Schauspielers ins Zimmer trat. Man konnte ihr die Noth vom Gesicht ablesen, aber sie war

zu stolz, um Hilfe zu bitten. Dumas rief sie fort, was in ihrer Seele vorging. „Mein armes Kind“, sagte er, „wie können Sie nur bei dieser furchtbaren Hitze ohne Sonnenstich ausgehen? Sofort kaufen Sie sich einen Sonnenstich!“ Sprach's und drückte ihr lächelnd einen 500 Fr.-Schein in die Hand. „Wenn Sie einmal bei schlechtem Wetter zu mir kommen“, fügte er hinzu, „schenke ich Ihnen auch einen Regenschirm!“ Und dabei hielt er selbst sich nie für reich genug, um sich einen Regenschirm zu kaufen! Das „Journal“ hat Recht, wenn es schreibt, daß Dumas nur ein Fürstenthum fehlte, um wie ein Fürst aus einem Freumärchen aufzutreten. Dandual hatte der große Verschwendunger merkwürdige Anfälle von Sparsamkeit. Als die Cholera in Paris wüthete, kaufte sich Dumas eines Tages drei große Melonen, die er mit großem Appetit verpestete. Bei dieser Verschwendung trat ihn sein Sohn, der voll Entsetzen ausrief: „Wie! In der Cholerazeit kaufst Du Dir Melonen?“ — „Gerade in der Cholerazeit muß man so etwas kaufen“, erwiderte Dumas der Aeltere, „denn jetzt sind sie sehr billig.“ Ein anderes Mal fragte er dem Sohne gegenüber, daß ihn das viele Arbeiten (Dumas war sehr fleißig) matt und müde machte. „Du solltest dir etwas Ruhe gönnen“, sagte der Sohn. — „Ich kann nicht.“ — „Warum nicht?“ Dumas Vater öffnete die Schublade seines Schreibtisches und zeigte dem Sohne zwei Goldstücke, die er eingewirft, die sich darin befanden. „Als ich nach Paris kam“, sagte er, „besaß ich 53 Francs; jetzt habe ich nur noch diese 40.“ So lange ich nicht die mir noch fehlenden dreizehn verdient habe, kann ich nicht aufhören zu arbeiten.“

— Ueber „Café-Concerts und Music-Halls“ veröffentlicht Maurice Talmeyr im letzten Heft der „Revue des Deux Mondes“ eine sehr bemerkenswerthe Studie, die, wenn sie sich auch in erster Linie auf französische Verhältnisse bezieht, doch auf die allgemeine Lage der „Erwählten“ dieses Berufes einerseits, wie der „Erwählten“ auf der anderen Seite gleiche Scharflichter wirft. Die alte Person, die den Sängern oder die Sängern des Café-Concert vor sich sieht, ist der „Agent Lyrique“, solche Agenturen giebt es etwa 160 in ganz Frankreich, davon gegen 60 allein in Paris, ein Duzend in Marseille, ebenso viel in Lyon, Bordeaux, Toulouse; die übrigen sind auf etwa 40 Städte vertheilt. Diese Agenturen haben etwa denselben Charakter wie die für Dienstboten; sie sind höchst einfach ausgestattet, und die Unterhandlungen gehen in ähnlicher Weise vor sich. Der Agent schickt die Stellensuchenden zu einem Tingel-Tangel und erhält dafür seine Procente. Er erhält auch Briefe von denen, die entsprechende Stellen frei haben, und nicht selten sind die Wünsche, die darin geäußert werden, sehr heftig. So werden folgende Proben mitgetheilt: „Mein Herr! Schicken Sie mir vier jungen und hübsche Mädchen, die Solisten haben. Ich werde gern über Unvollkommenheiten im Gesang hinwegsehen.“ Ein anderes Mal besagte sich ein Director: „Mein Herr! Die letzte Sängerin, die Sie mir geschickt haben, war zu dünn; in Zukunft schicken Sie mir nur dünn Frauen.“ Ein drittes Mal heißt es: „Mein Herr! Ich wünsche drei oder vier Anfängerinnen, so jung wie möglich, die foupiren . . .“ d. h. die Männer dem Local zuführen und für jeden, der dort zu Abend isst, eine Lantienne erhalten. Diese Anfängerinnen haben indessen gewöhnlich nur ziemlich ärmlichen Puz, aber auch dafür sorgt der Agent, der sie „aufschirmt“, und natürlich dabei verdient, da er mit den Händen in Verbindung steht. Ferner sagt er den Contract aus, in dem oft merkwürdige Clauses vorkommen. „A. B. C. ist der Sängern verboten, in ein anderes Café der Stadt zu gehen,“ oder: „Es ist der Sängern verboten, die Stadt ohne Erlaubnis zu verlassen.“ Talmeyr theilt einen Dialog mit, wie er sich in dem kleinen Bureau zwischen dem Agenten und der „Arbeiterin ohne Arbeit“, die sich der „leidigen und unzulässigen Arbeit zuwenden will, entspinnt. „Sie haben niemals gesungen, mein Fräulein?“ „Nein, niemals.“ „Das thut nichts . . . Aber Sie haben weiter keine Kleider, Strümpfe, Hüte und Schuhe, als Sie jetzt anhaben?“ „Nein.“ „Gut . . . Bekleiden Sie in meinem Auftrage Wime. B.“ Und damit schickt der Agent die Person zunächst zu der Bekleiderin, läßt sie darauf „aus dem Gedächtnis herauszubekleiden“ und sagt einige Tage später zu ihr: „Nun gut, Fräulein, Sie haben Ihr Kleid, Ihre Schuhe, Ihren Hut.“ „Ja, mein Herr.“ „Gut, hier ist Ihr Contract: Ein Engagement auf vierzehn Tage in . . . zu 6 Fr. pro Abend . . . Sie sind verpflichtet, zu logieren, Puzieren zu nehmen, zu hicken für das Haus, zu foupiren, und es ist verboten, die Stadt zu verlassen oder in andere Locale zu gehen.“ Und die Bedingungen der Anstellung sind: 5 pCt. für Frankreich, 10 pCt. fürs Ausland, das macht also für 2.450 Fr.; dazu kommen 60 Fr. für gelieferte Sachen, macht 64.50 Fr. . . . Man giebt Ihnen einen Vorstoß von 40 Fr., den ich einzule und von der Summe, die Sie schulden, abziehe. Sie schulden mir also noch 24.50 Fr. . . . Und nun reisen Sie ab nach E. . . .“ Damit kommt die Aufhängerin in die Hände des Directors eines Tingel-Tangels, der sie nicht weniger ausbeutet als der Agent. Es giebt in Frankreich fast 15 000 Sängern und Sängerninnen in Tingel-Tangeln. Einige wenige davon bescheiden ungehore Gagen, 2000 oder 3000 kommen ledig aus, und die übrigen, die große Mehrzahl, faugt im Glend, erhält 4 bis 6 Fr., wenn sie überhaupt Stellung findet . . . Und auf der anderen Seite erreichen die berühmtesten Sängern der Oper nicht die Gehälter, die gewissen sensationellen „Nummern“ der Café-Con-